

„Land an der Memel“

Heimatrundbrief
für den Kreis
Tilsit-Ragnit

herausgegeben von der Kreiskommunität Tilsit-Ragnit e. V.
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

10. Jahrgang

— Weihnachten 1976 —

Nr. 19

Frohe Weihnachten



Im heimatlich verschneiten Forst



Dr. Fritz Burat/Ragnit

Als unsere Heimatfreunde aus Ragnit sich am 5. September 1976 in der Patenstadt Preetz im festlich geschmückten „Driller“-Saal trafen, da eröffnete diese Feierstunde Dr.-Ing. Fritz Burat mit Ausführungen, die ein heimatliches Bekenntnis enthielten und eine patriotische Haltung erkennen ließen. Da, wo bisher der verehrte Vater gestanden hatte und oftmals auch den Dank der Ragniter an die Patenstadt Preetz zum Aus-

druck gebracht hatte, wurden wir jetzt durch die Worte des Sohnes beeindruckt.

Fritz Burat wurde am 1. 3. 1930 in Groß-Baitschen, Kreis Gumbinnen, geboren, besuchte 1936 die Grundschule in Ragnit, später die Oberschule für Jungen in Tilsit. Als er sich im Juni 1944 mit der Versetzung in die neunte Klasse trennte, ahnte er nicht, daß die Klassengemeinschaft sich niemals wiedersehen würde. Ein kurzer Einsatz in Georgenburg/Litauen — Ausheben von Schützengräben — und ein weiterer in den Ragniter Lankaswiesen — Bewachung von Vieh aus dem Memelland — sind für ihn die letzten Erinnerungen an die Heimat. Mitte Oktober 1944 mußte er sein geliebtes Ragnit verlassen. Über das Sudetenland, Sachsen und Thüringen kam Burat Ende 1945 in den Landkreis Osnabrück.

Durch die gute schulische Vorbildung in der Heimat konnte Fritz Burat im März 1949 die Reifeprüfung ablegen. Sein Vater war damals Bauhilfsarbeiter und konnte ihm ein Studium nicht finanzieren. So mußte er sich die ersten Semester des Maschinenbaustudiums selbst verdienen. Sein Studium an der Technischen Universität Braunschweig beendete er im Frühjahr 1956 als Diplomingenieur. Nach weiteren 6 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit und der Promotion zum Dr.-Ing. verließ er die Hochschule 1962 und wechselte in die Industrie, wo er seit 1966 als Geschäftsführer eines kleineren Unternehmens der Stahlverarbeitung tätig ist.

Dr. Burat heiratete 1959 eine „Einheimische“ aus dem Braunschweiger Land; er hat 3 Kinder im Alter von 14, 10 u. 5 Jahren. Wir sind unserem Landsmann besonders dankbar für sein oft

gezeigtes heimatbewußtes Auftreten und für seine betonte Heimatliebe; er, der so dem beruflichen Streß ausgesetzt ist und der der uns ablösenden Generation angehört, stellt sich im engagierten Einsatz für seine ostpreußische Heimat heraus.

Matthias Hofer

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit
auch schwankend gesinnt ist,
der vermehret das Übel
und breitet es weiter und weiter.
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt,
der bildet die Welt sich.

Goethe

Liebe Landsleute!

Die Bonner sozial-liberale Koalition hat bei der Bundestagswahl eine knappe Mehrheit errungen; es kann eine schwache Regierung werden, weil der Bundesrat kritisch entgegensteht; sicher scheint, daß eine Abschlußgesetzgebung beim LAG und BVFG zugunsten der Vertriebenen nun nicht mehr erfolgen wird. Dr. Schäfer, der Präsident des Bundesausgleichsamtes bietet allen Geschädigten, die sich durch das Lastenausgleichsgesetz oder Bundesvertriebenengesetz benachteiligt fühlen (Darlehnsfälle, Stichtagsfälle, ungünstige Schadensfeststellung), die Möglichkeit unter Bezug auf den § 301 b LAG das Bundesausgleichsamt direkt anzuschreiben und um Prüfung und Härteausgleichsleistungen zu bitten.

Das herausragende Ereignis dieses Jahres war das Bundestreffen der Landsmannschaft Ostpreußen zu Pfingsten in Köln. Das dort abgelegte beeindruckende Bekenntnis zur heimatlichen Gemeinschaft, zum Preußentum, zur gemeinsamen Kultur und unserer ostpreußischen Heimat war so überzeugend, daß alle Landsleute die Gewißheit mitnahmen, dieser menschliche Zusammenarbeit, diese heimatliche Verbindung bleibt weiterhin bestehen und ist tief verwurzelt. Und nun ist auch die Jugend dabei, und all das Gerede vom „Absterben“ und von einem Problem, das mit der ersten Vertriebenen-Generation ausläuft, ist unglaublich geworden.

Im September trafen dann die Ragniter in Preetz und die Trap-pöner in Schönberg zusammen. In diesen Treffen lag viel heimatliche Atmosphäre und ein großes Entgegenkommen der Pate-nenschaftsträger drin; Bügervorsteher, Bürgermeister, Rats-herren und Gemeinderäte mit ihren Frauen nahmen daran teil,

und die gütige und hilfreiche Einstellung von Frau Sausmikat in Schönberg und Herrn Pfeiffenberger in Preetz, die dort schon als Vertreter unserer Heimat und Kreiskommunität wirken, lieben uns schöne Stunden der Verbundenheit erleben.

In den letzten Jahren sind zahlreiche Landsleute in den unter polnischer Verwaltung stehenden Teil Ostpreußens gereist, um dort wiederzusehen, was wir durch die Vertreibung zurücklassen mußten. Die Erzählungen und Fotos haben uns besonders bewegt, weil wir in den sowjetisch besetzten nördlichen Teil nicht einreisen können. Die Handelsvertretung der UdSSR in der Bundesrepublik Deutschland – Abt. Fremdenverkehr – hat auf Anfrage ausdrücklich festgestellt, daß dieses Gebiet keine „Intourist-Routen“ enthält und nur von diesem staatlichen Reisebüro der UdSSR herausgegebene Städte-Routen als Tourist besucht werden dürfen.

Auf Grund der deutsch-polnischen Vereinbarungen nimmt die Zahl der Spätaussiedler besonders aus dem südlichen Teil unserer Heimatprovinz zu. Hierbei haben wir festzustellen, daß die materiell-geldlichen Hilfen und Unterstützungen weitgehend vom Staat und den kommunalen Organen geleistet werden. So erhalten Spätaussiedler eine geldliche Begrüßungsgabe der Bundesregierung, die Erstattung der Rückführungskosten. Hilfen für die nächsten in Ost- und Südosteuropa zurückgebliebenen Angehörigen, Überbrückungsgelder, verbilligte Kredite für eine Existenzgründung und aus der Landwirtschaft stammend für den Bau einer landwirtschaftlichen Nebenerwerbssiedlung und für die erstmalige Beschaffung von Hausrat bis 10 000,— DM; ebenso werden Lastenausgleichsleistungen gewährt, Ausbildungsbeihilfen und Studienmöglichkeiten gegeben und Sprachkurse mit Internatsaufenthalt und Lohnausgleich vermittelt. Darüber werden die Spätaussiedler im Grenzdurchgangslager Friedland und in Massen bei Unna ausreichend informiert. Für uns ist es wichtig, diesen Spätaussiedlern von Mensch zu Mensch, von Familie zu Familie zu helfen, indem wir ihnen beim Einleben und im Alltag betreuend raten.

Der erste Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Landgerichtspräsident a. D. Hans-Georg Bock, ruft uns auf, hier zu beweisen, und den Spätaussiedlern hilfreich beizustehen, wo wir sie erreichen können. Da ist in der ersten Zeit soviel Schriftkram zu erledigen, bei dem unsere Hilfe erwünscht sein könnte, auch bezüglich der Wohnung, des Arbeitsplatzes und der Einschulung der Kinder könnten wir gebraucht werden. Ja, es ist sogar daran gedacht, daß wir diesen Familien durch einen be-

sonderen Spendenfond „Masurenhilfe“ Unterstützung zuteil werden lassen. Wir sollen tätig sein und helfen, wo wir gebraucht werden. Diese Spätaussiedler sind unsere Landsleute und sie kommen zu uns, weil sie als Deutsche unter Deutschen leben wollen und haben wollen, daß auch ihre Kinder in Deutschland aufwachsen. Sie sollen sich möglichst schnell in unserer freiheitlichen Demokratie zurechtfinden und zu Hause fühlen.

Wenn wir uns mit diesen Rundbriefen für den Kreis Tilsit-Ragnit „Land an der Memel“ darum bemühen, mit Ihnen einen festen und heimatverbundenen Kontakt zu pflegen, dann wollen Sie uns zugute halten, daß jede Gestaltung, jedes Vorhaben, jedes Erhalten auch Geld kostet, und deshalb sind wir immer gezwungen, an Sie heranzutreten und darum zu bitten, unser gemeinsames Anliegen zu unterstützen und mit einer Geldspende zu helfen. Wir sind Ihnen und den vielen Spendern immer wieder zu großem Dank verpflichtet und wollen auch etwas geben und leisten. Sie bestimmen, ob und in welcher Höhe Sie unsere Kreisgemeinschaft geldlich fördern wollen. Wir werden Ihre Spenden sparsam verwalten, und in gemeinsam gefaßten Beschlüssen des Kreisausschusses einsetzen und verwenden. Wir bitten heute, geben Sie uns die Möglichkeit weiterzumachen, zu werben, aufzuklären, das kulturelle Erbe zu wahren, zu erhalten und weiterhin einzutreten für unsere heimatlichen Belange und für ein friedliches Nebeneinander auch mit unseren östlichen Nachbarn.

Wir wünschen Ihnen ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes, dem Frieden dienendes Neues Jahr.

M. Hofer
Kreisvertreter

W. v. Sperber
Stellvertreter

G. Jürgens
Geschäftsführer



Gemeinde Heikendorf / Kieler Förde
Patengemeinde des Kirchspiels Groß-Lenzenau

Aus der Patengemeinde

Zum Weihnachtsfest 1976 grüßen wir unsere Groß-Lenzenauer und alle mit dem Heimatkreis Tilsit-Ragnit verbundenen Landsleute recht herzlich.

Wir hoffen, zum traditionellen Patenschaftstreffen am 25. und 26. Juni 1977 in Heikendorf eine große Zahl unserer Patenkinder aus nah und fern wiederzusehen.

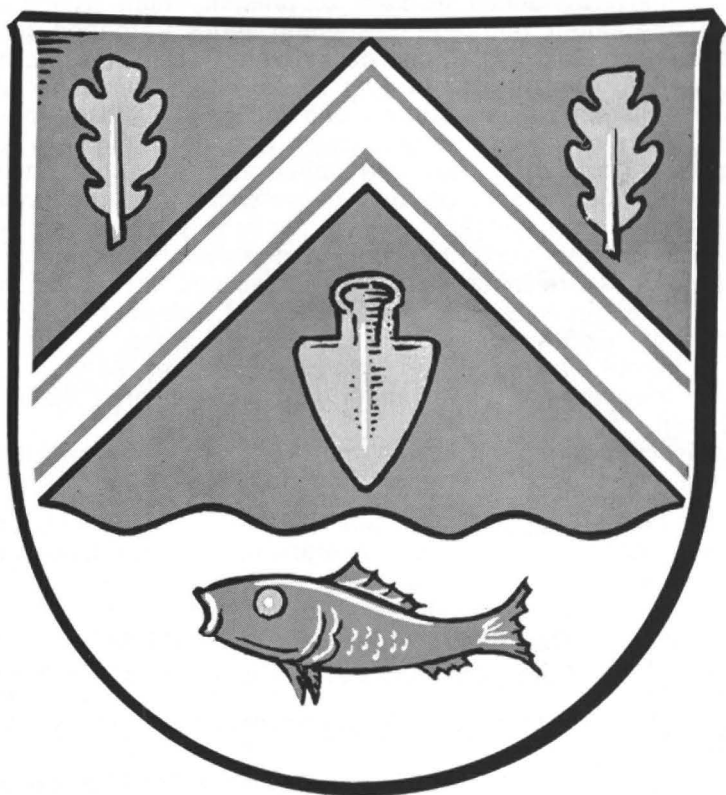
Viele unserer Gäste werden diese Begegnung vielleicht mit einem Besuch der Kieler Woche vom 18. bis 25. Juni 1977 oder auch mit einem Abstecher in die Ostseebäder verbinden wollen.

Anmeldungen nimmt entgegen:

Fremdenverkehrs- und Kommunalverein Heikendorf, Geschäftsführer: Wendelin Völkel, Rathaus, 2305 Heikendorf, Tel. (04 31) 2 44 35.

Gustav Köppen
Gemeindebeauftragter

Herbert Sätje
Bürgermeister



Heikendorf, Gemeinde, Ostseebad*, Kreis Plön.
1962: 6008 Einwohner.

* Die Abbildung weiterer Wappen unserer Patenschaftsträger — verbunden mit einer kurzen Erläuterung — wird in den folgenden Heimatrundbriefen in zwangloser Folge fortgesetzt.

In Blau ein silberner, oben von zwei goldenen Eichenblättern begleiteter Sparren, in dessen Winkel ein goldenes Pflugeisen steht, darunter in silbernem, durch Wellenschnitt geteiltem Schildfuß ein blauer nach links schwimmender Fisch.

Das Wappen wurde der Gemeinde nach Entwurf von W. H. Lipert am 22. August 1960 genehmigt. Heikendorf besteht aus den früheren selbständigen Gemeinden Möltenort, Alt- und Neuheikendorf und Schrevenborn. Die Zusammenlegung erfolgte 1913 und 1928. Das neue Wappen von Heikendorf ist symbolhaft für die verschiedenen Ortsbezirke gestaltet worden. Der Fisch bezieht sich auf Möltenort als ältesten Fischerort an der Kieler Förde, das Pflugeisen soll die früher vorherrschende Landwirtschaft in Alt- und Neuheikendorf und die Eichenblätter den umfangreichen Eichenbestand des Gutes Schrevenborn und des Ortsteils Kitzeberg andeuten. Der Sparren als Zeichen des in dem Gemeindebereich oft anzutreffenden Niedersachsenhauses kennzeichnet die Vereinigung der früheren Einzelgemeinden unter dem heutigen gemeinsamen Dach der Gemeinde Heikendorf.

Zum Christfest 1976

„Ich will das Verlorene wieder suchen.“

So steht es bei dem Propheten Hesekiel im 34. Kap., – und mit diesem kurzen Satz ist eigentlich umschlossen, worum es zutiefst beim Christfest geht.

Zunächst einmal, diese Geschichte fängt **nicht bei uns** an! Sie ist auch zuerst einmal nicht eine Sache unserer Stimmungen, unserer Gefühle, – auch nicht eine Sache unserer Freundlichkeiten oder Aufmerksamkeiten, mit denen wir uns gerade an diesem Fest begegnen bzw. begegnen sollten, – neben und angesichts so vieler Bosheiten, die wir uns sonst antun, die manche sogar am Weihnachtsfest „durchhalten“ zu meinen müssen! Es ist auch nicht die besondere Art, in der wir Deutsche nun einmal dies Fest begehen können. Das mag alles gelten und soll auch alles an seiner Stelle „angesehen“ und in Dankbarkeit angenommen werden. Aber „**am Anfang**“ steht es nicht!

Am Anfang steht dieser Gott, der sich in Jesus Christus, seinem ewigen Sohn, aufmacht, zu uns auf diese unsere Erde kommt, um uns zu suchen, die wir uns von ihm verloren haben, – und nun stehen wir in der Ferne und Fremde – wie ein Kind, das sein Elternhaus verlassen hat und nun so weit weg ist, daß kein Rufen es mehr erreicht! Da macht sich sein Vater selbst auf,

überwindet seinen Zorn über sein ungehorsames und störrisches Kind und sucht es eben dort, wo es sich jetzt aufhält! Gott kann uns eben nicht suchen in Seiner Höhe und in Seinem Licht! Da findet er nur seine Engel, aber nicht uns! Wenn er uns wirklich finden will, dann muß er uns da suchen, wo wir uns hingestellt haben, wohin wir uns von ihm „verloren“ haben! Er muß uns suchen – in unserer Tiefe und in unserer Finsternis! Und nun ist das Evangelium, die frohe Botschaft, die wir gerade am Christfest in besonderer Eindringlichkeit als eine Botschaft unseres Gottes selbst zu hören bekommen: Gott hat das fertig bekommen. Gott hat sich aus Seiner Höhe in unsere Tiefe, aus Seinem Licht in unsere Finsternis aufgemacht und ist zu uns gekommen, – und das alles „aus Seiner herzlichen Barmherzigkeit“ (Lukas 1, V. 78) mit uns, – und des zum Zeichen liegt nach Seinem Willen sein Sohn in der Krippe! Fürwahr, es ist schon so, wie es Dr. Martin Luther in seinem Weihnachtslied singt: „Das hat er alles uns getan, sein groß Lieb' zu zeigen an. Des freu sich alle Christenheit und dank' ihm das in Ewigkeit. Kyrieleis.“ (Evgl. Kirchengesangbuch Nr. 15, V. 7), – und Kyrieleis heißt ja: Herr, erbarme dich, – und auch das gehört nun wahrlich dazu – zu all dem Loben und Danken über dieses Kommen Gottes zu uns, – unsere Bitte: Kyrieleis.

Mit diesem Gott, dessen Kommen zu uns in Jesus Christus wir am Christfest feiern, haben wir es nun zu tun, und zwar alle Menschenkinder zu allen Zeiten und an allen Orten, – und auch wir beide heute, du und ich – und jedermann! Denn Gott ist nicht heute so und morgen anders und übermorgen wieder anders, – wie eine Wetterfahne, die sich nach dem Wind stellt, sondern er ist „gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!“ Der Gott, der in Jesus Christus war, als er den Sohn auf seine Erde sandte, ist weiterhin in Ihm der Gott, der mich sucht, und bleibt es auch weiterhin. Es ist meine Schuld, daß ich mich in meiner Sünde immerwiedervon Ihm verliere und mich in diese Ferne und Fremde stelle, und diese meine Schuld macht Gott immer wieder große Not und großen Kummer. Aber es ist mein **Heil**, daß er da mich nicht alleine läßt, sondern immer wieder neu mich aufsucht, alleine aus „seiner herzlichen Barmherzigkeit“ mit mir! Davon aber lebe ich, daß er das tut, daß er hier nicht kapituliert, daß er diesen Weg zu mir in Jesus Christus immer wieder unter seine Füße nimmt! Mögen andere Religionen viel und groß von Menschen reden, die Gott gesucht haben und ihn angeblich auch „gefunden“ hätten, weil sie so brav und heilig und ausdauernd ihn gesucht hätten! Wir reden nicht von

Menschen, die Gott suchen, sondern von dem Gott, der den Menschen in Jesus Christus sucht und der auch heute noch immer wieder sich in dem Sohne zu uns aufmacht.

Nun, wenn ich das **im Glauben** annehme und aufnehme, was dieser Gott mir da in seinem Sohne „zeigt“, offenbart, nun kann ich ihn loben und preisen, kann ich singen und springen. — und auch in Seiner Nachfolge versuchen, nun auch von mir aus den Weg zu dem Menschen bei mir und neben mir zu gehen, ihn da zu suchen, wo er wirklich ist, — nicht da, wo er nach meiner Meinung und nach meiner „Vorschrift“ sich aufhalten sollte! Nun, in diesem Lichte der suchenden Liebe Gottes, kann ich auch dem Menschen neben mir Freundlichkeiten erweisen, auch und gerade an dem Feste, da ich die Geburt des Sohnes feiern darf. Nun mag all das — „folgen“ und kann und soll es auch, was ich da zu Anfang von Stimmungen, Gefühlen, Freundlichkeiten zueinander gesagt habe, auch von der besonderen Art und Gabe an uns Deutsche, dies Fest zu feiern. Es ist alles — „Wasser“ aus **dieser** Quelle, die da ist die Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus, — und viele, sehr viele erhalten auch heute, auch bei dem Christfest des Jahres 1976, noch Wasser aus dieser Quelle, auch wenn sie selbst von dieser Quelle nichts mehr wissen oder wissen wollen; denn die Barmherzigkeit des den Menschen suchenden Gottes erreicht auch sie, — noch immer! Denn so spricht der Herr: Ich will das Verlorene wieder suchen, — und das gilt! Dagegen kommt auch der Unglaube nicht an!

W. Marienfeld

früher Pfarrer in Wallenrode, Kreis Treuburg/Ostpr.
jetzt Pfarrer i. R. Iserlohn

Das Wunder

Es ist ein Reif gefallen
über Nacht,
hat alle Büsche und Bäume
zu Betern gemacht.
Zu stillen und stummen Betern.
Und regungslos
in weißem Federkleide
steht klein und groß.
Ich stehe am Wege stille
und halb im Traum,
dem Wunder hingegeben
wie Busch und Baum.

Hermann Claudius

De Nachbar

Mit Nachbars warn wir sehr vertraut.
Da wurde recht oft reingeschaut.
Und Nachbars schauten auch zurück.
— Das war ein Stückchen Lebensglück —.
Starb wer, oder e Puppche kam;
zuerst klobd man beim Nachbarn an.
Und fehlte mal was mitzubringen,
oder es wollt was nicht gelingen,
mit Nachbars Hilfe ging das schon
— sie hob 'nen König auf den Thron —.
Bei Hochzeit, Kindtauf, Federschleiß
wars Ehrensache ihn zu heißen.
Und ärgerd man sich dann und wann
auch mal, weil früher er begann
zu Säen oder Einzufahren,
gab sich das wieder, mit den Jahren
reifte auch Großmut, Seelenkraft
durch gute, enge Nachbarschaft.

Hannelore Patzelt-Hennig

Zwei berühmte Ragniter

Ragnit ist bekanntlich erst 1722 zur Stadt erhoben worden, war aber schon vorher ein bedeutender Marktflecken und Verwaltungsmittelpunkt, Sitz eines Komturs des Deutschen Ordens (bis 1525), dann eines herzoglichen Amtshauptmanns. Schon vor der Stadtwerdung sind in Ragnit zwei Männer geboren worden, die zu Ansehen und Ruhm gelangt sind. Sie haben allerdings in Ragnit nur die Kindheit verlebt, haben in Königsberg studiert und sind in die weite Welt gegangen, so daß sie in ihrer Vaterstadt nur wenig bekannt sind. An sie soll deshalb hier erinnert werden.

Christian Otter wurde 1598 in Ragnit als Sohn des herzoglichen Amtmanns Johann Otter geboren. Er besuchte die Stadtschule in Insterburg und studierte seit 1609 (noch unmündig) hauptsächlich Mathematik. Er setzte seine Studien seit 1619 in den Niederlanden fort. Er ist dann viel gereist, durch Frankreich, England, Italien, Deutschland, die Schweiz, Dänemark. Seine zweite Heimat aber wurden die Niederlande. Mit Deutschland blieb er aber verbunden, indem er der von Philipp von Zesen gegründeten „Deutschgesinnten Gesellschaft“ beitrug. Der Große

Kurfürst, Friedrich Wilhelm, berief ihn 1647 als Hofmathematicus nach Königsberg. Hier wirkte er mit am Bau der Festung Friedrichsburg und der Neuroßgärter Kirche. Nach zehnjährigem Aufenthalt in Königsberg ging er 1657 nach Nymwegen in den Niederlanden als Professor der Mathematik. Hier ist er 1660 gestorben. Seine Erben (Otter ist unvermählt gestorben) schenkten seinen wissenschaftlichen Nachlaß, Handschriften und mathematische Instrumente, der Stadtbibliothek in Königsberg. Er hat wohl das Schicksal der seit 1945 verschollenen Stadtbibliothek Königsberg geteilt.

Mehr als ein Jahrhundert jünger ist Johann Friedrich Reiffenstein, der sich später, als er in Italien lebte, in Reiffenstein umbenannte, damit sein Name für eine italienische Zunge leichter sprechbar sei. Sein Vater war Apotheker, hatte damals mit diesem Gewerbe anscheinend keinen Erfolg in dem noch kleinen Ort. In dürftigen Verhältnissen kam Reiffenstein 1735 zum Studium nach Königsberg. Er ist dann bald emporgekommen, hat 1741 an der Gründung „der Deutschen Gesellschaft“ teilgenommen und wurde ihr erster Sekretär. Diese zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur gegründete Gesellschaft erhielt 1743 ein Privileg Friedrichs des Großen und hat als nunmehr „Königliche Deutsche Gesellschaft“ bis 1945 bestanden. Reiffenstein verließ Königsberg 1744, zunächst nach Berlin, dann 1745 als Erzieher bei dem Pagencorps in Kassel. Unterdessen war er als Schriftsteller, Künstler, Maler und Zeichner hervorgetreten, in enger Verbindung mit dem in Leipzig lebenden, damals berühmten Ostpreußen Johann Christoph Gottsched, dessen Verdienste um die deutsche Literatur oft zu Unrecht unterschätzt werden. Im Jahre 1759 verließ Reiffenstein seinen Dienst in Hessen und begleitete einen Grafen Lynar auf der Reise nach Frankreich, der Schweiz und Italien. In Rom begegnete Reiffenstein dem aus Stendal stammenden berühmten Kunstgelehrten Johann Joachim Winckelmann, der das Zeitalter des Klassizismus in Deutschland begründet und auf die ganze deutsche Kunstauffassung und Literatur eingewirkt hat. Reiffenstein schloß sich eng an Winckelmann an, konnte aber nicht nach dem Tode Winckelmanns dessen Stelle in der Verwaltung der römischen Altertümer erhalten, da er, anders als Winckelmann, nicht zum Katholizismus übertrat. Er entfaltete aber eine vielseitige Tätigkeit als Kunstschriftsteller, als Künstler, als Reiseführer durch die Altertümer Roms, so auch von Goethe und Herder und zahlreichen Fürstlichkeiten; nicht zuletzt auch als Kunsthändler, einem schon damals lukrativen Geschäft. Er hat viele deutsche

und ausländische Fürsten und Adlige bedient. Seine bedeutendste Geschäftspartnerin war die Kaiserin Katharina II von Rußland, die als Prinzessin von Anhalt und Tochter eines preußischen Generals in Stettin geboren wurde und auf nicht einwandfreie abenteuerliche Weise den russischen Thron bestieg, wo sie das Werk Peters des Großen fortsetzte und Rußland der europäischen Kultur anschloß. Sie war eine eifrige Sammlerin von Kunstwerken, und Reiffenstein hat einen bedeutenden Anteil an der Ausstattung der Petersburger, heute Leningrader Eremitage. In hohen Ehren ist er 1793 in Rom auf dem Friedhof der Nichtkatholiken bei der antiken Cestius-Pyramide beigesetzt worden. Bestattungen konnten dort damals nur bei Nacht, mit Fackelschein, stattfinden. Dem Sarge Reiffensteins folgten der preußische Geschäftsträger und der russische Konsul und ein großer Trauerzug in etwa 60 Wagen. Mehr als 200 Fackeln wurden vor dem Tor angezündet.

Dr. Kurt Forstreuter

Landsleute!

Denken Sie bitte an Ihr Spendenopfer! Jeder eingegangene Beitrag hilft uns weiter! Zur Erfüllung unserer weiteren heimatpolitischen Aufgaben sind wir auf Eigenmittel in Form von Spenden angewiesen. Für eine zweckentsprechende Verwendung der Geldmittel garantiert unser Kreisausschuß.

Beachten Sie, daß sich Druckkosten und Porto ständig erhöhen.

~~~~~  
**Spenden — deren Höhe Ihnen überlassen bleibt — können laufend auf das Konto der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit bei der Kreissparkasse Lüneburg Nr. 31 005 überwiesen werden; auch Verrechnungsschecks der Banken und Sparkassen werden dankbar entgegengenommen. Eine Zahlkarte liegt bei.**  
~~~~~

Vielen Dank!

Matthias Hofer, Kreisvertreter

Gebet an die Wolken

Ihr Wolken da droben am Himmelszelt
Ihr wandert durch die weite Welt
Ihr ziehet dahin, weit übers Meer,
am fernen Strand
Und wandert nach meinem Heimatland.

Mein Heimatland liegt so weit,
ach, so fern.
Ihr Wolken, ihr seht es,
der Mond und die Stern.
Nur ich, ich seh es wohl nimmermehr.
So grüßt ihr mir die Heimat,
so sehr, ach so sehr!

Und grüßt mir den kleinen Hügel daheim,
Der verlassen und verwildert wird sein.
Er birgt meinen Schatz,
den der Krieg mir nahm.
Als er grausam über unsere Heimat kam.

Ihr Wolken da droben, ach, ich bitt
Nehmt mich doch auch
ein einzig Mal mit!
Tragt mich weit
über das Land nach Haus
Damit ich noch seh mein Elternhaus.

Dort, wo als Kinder wir einst gelacht,
Wo teure Eltern uns sorgsam bedacht,
Wo Menschen so lieb und wert
uns gewesen,
Nun ist alles dahin, ist alles gewesen.

Sie alle hat der Wind verweht
Und der Schnitter Tod viel dahin gemäht.
Doch die noch geblieben
in der großen Welt,
Die grüßt mir,
ihr Wolken am Himmelszelt.

Hildegard Rösler-Loos

Erinnerung an Schalau

Wer für die Reise von Ragnit nach Tilsit den Postbus wählte, der erlebte im Verlaufe der Reichsstraße 132 die großzügige und reizvolle Landschaft des Baltischen Höhenrückens. Ungefähr auf halber Wegstrecke passierte er die alte Dorfsiedlung Schalau, den älteren Landsleuten noch unter dem Namen Paskalwen vertraut. Hatte man die Kuppe der Straßensteigung in Höhe des Remonteamtes Neuhoof-Ragnit erreicht, so grüßten den Reisenden die zwischen Äckern, Wiesen und sanften Höhen eingebetteten Anwesen. Mit seinen zum Teil betagten Wohnhäusern, Stallungen und Speichern, aber auch neuzeitlichen Siedlungshäusern, den wuchtigen Laubbäumen und der reichen Zahl schmucker Vorgärten, machte das Dorf einen freundlichen Eindruck.

Ursprünglich und elementar wie der Stein, die Bäume und das Wasser war diese Landschaft, die ihresgleichen suchte. Es gab kein besseres Refugium für naturverbundene Menschen. Vom Schalauer Schloßberg wanderte das Auge. Ständig wechselnd waren die Eindrücke. Die romantischen Schluchten bei Neuhoof-Ragnit bildeten den effektiven Widerpart zum Memeldelta, das sich in seiner ganzen Lieblichkeit vor einem öffnete. Die Stromwiesen mit ihren glitzernden Flächen der Teiche und Altwasser der Memel, in denen sich das faszinierende Spiel von Licht und Schatten der niedrig ziehenden Wolken spiegelte, grüßten herauf. Der schäg aufragende Bergrücken des Rombinus stemmte sich gegen das Ufer des Stromes. Eingebettet in das satte Grün die zum Wiesenvorwerk gehörenden Gebäude. Darüber und über die ebenfalls mit blinkendem Wasser belebten Wiesen in Übermemel ging der Blick auf die fernen bewaldeten Hügelgruppen des Willkischker Höhenzuges, die sich leicht, wie schwebend, zusammenordneten.

Auch vom Willmannsberg bei Girschunen konnte man die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit landschaftlicher Formen bewundern. Wohin auch das Auge blickte, eine hügelige Welt, durch die sich in vielen Windungen malerisch die Tilse schlängelte. Dazwischen lagen die bäuerlichen Anwesen mit ihren verschiedenfarbigen Dächern wie bunte Beete in einem Garten. Weite Kornflächen und große Ackerflächen, blühende Hecken und umzäunte Weideplätze dehnten sich hier aus. Wunderbar, dieses Wechselspiel der Natur.

Von den ältesten Bewohnern

Wenden wir den Blick zurück in die Geschichte, so können wir die ersten Hinweise auf menschliches Dasein in dieser Gegend überlieferten Grabbeigaben entnehmen. Im Heimatmuseum zu Tilsit war neben Funden aus Tilsit, Willkischken und vom Rombinus eine entartete Bootaxt zu sehen, die aus Schalau stammte. Sie wurde der Jüngerer Steinzeit zugeordnet, in der sich der Übergang von Jäger- und Nomadentum zu Ackerbau und Viehzucht vollzog. Daraus ist zu schließen, daß schon den Menschen dieser Zeitperiode das Gebiet am Memelstrom kein unbekanntes Land gewesen sein kann. Gräberfeldfunde wurden dann aus der Älteren Völkerwanderungszeit bekannt, die mit der Sammlung Gisevius in das Prussia-Museum zu Königsberg gelangten. Seit der Jüngerer Völkerwanderungszeit bis in die spätheidnische Zeit ist in Schalau ein Friedhof als durchgehend belegt festgestellt worden.

Mit der Eroberung des Gebietes beiderseits der unteren Memel, der alten Landschaft Schalauen durch den Deutschen Orden im 13. Jahrhundert ging die Unterwerfung der dort ansässigen Bewohner einher. Es war dies der Schalauerstamm, der der prussischen Urbevölkerung zugeordnet wird.

Im Jahre 1293 errichtete der Orden die Schalauerburg (Castrum Scalowitarum) auf dem Schloßberg (Skalwe, Skalwenberg) in Schalau. Diese Burg war für den Orden wohl weniger von strategischer Bedeutung. Sie hatte auch nicht direkt den Charakter einer Fliehbürg, sondern muß mehr als „Wohnburg“ für die unterworfenen und bekehrten Landesbewohner, die Schalauer, angesehen werden. Nach C. Engel (1938) wird sie als „viereckige Bergburg“ im Zusammenfluß mehrerer Schluchten bestimmt. Als datierendes Moment für die Ordenszeit ergibt sich allerdings nur die viereckige Grundform der Anlage, da Grabungen an der Stelle nicht mehr vorgenommen wurden.

Wenn auch die Mehrzahl der Schalauer im 16. Jahrhundert in einer geschlossenen Siedlung vor den Ordenshäusern Ragnit und Tilsit wohnte, so hören wir von einem Dorf des Namens „Schalbin“ erstmalig im Jahre 1507. Aus dem überlieferten ordenszeitlichen Urkundenmaterial können wir entnehmen, daß den Einwohnern dieser schalauischen Niederlassung im Jahre 1517 eine Wiese verschrieben wurde, welche sie „von anbeginn erster besetzung“ in ihrem Besitz gehabt haben. Diese Wiese lag südlich der Memel in Höhe von „Cracanischken“ (Krakonischken) und grenzte an das Wiesenterrain der vor dem Ragniter Hause ansässigen Schalauer.

Ab 1545 wird neben dem alten Namen „Schalbin“ auch die mit der Vorsilbe „Pa“ versehene Namensform „Pascalben“ gebraucht, aus der sich dann der Name Paskalwen entwickelte, den das Dorf bis zu seiner Umbenennung in Schalau im Jahre 1938 geführt hat. Vor der Vertreibung zählte der Ort etwa 500 Seelen.

Paradies der Pferde

Ein beherrschendes Element in dieser reizvollen Landschaft bildete zu unserer Zeit das Heeres-Remonteamt Neuhoﬀ-Ragnit, das zu den größten Remonteamtern Ostpreußens gehörte. Neben dem Hauptgut Neuhoﬀ-Ragnit umfaßte es die Vorwerke Klein-Neuhoﬀ, Girschunen, Damnitzhoﬀ (Gudgallen), Kraken (Krakonischken), Heidenanger (Bambe) und Schalau. Von den 1500 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche entfielen etwa 900 Hektar auf Ackerland und 600 Hektar auf Wiesen, die ungefähr zur Hälfte im großen Memelbogen zwischen Georgenhoﬀ und Ragnit lagen.

Rank von Gestalt, mit langen, schlanken Beinen, breiter Brust, schön geschwungenem Hals und zierlichem Kopf, in idealer Verbindung mit Zähigkeit, Härte, Ausdauer und Genügsamkeit, verkörperte das ostpreußische Warmblut Adel und Schönheit. Nur jahrzehntelange Erfahrung, nur die Tierliebe und Pferdeleidenschaft der ostpreußischen Gutsbesitzer, Bauern und Züchter konnten solch herrliche Geschöpfe in fortgesetzter Reinheit sichern. In der Welt gab es dergleichen kein zweites Mal.

So nimmt es nicht wunder, daß diesem Pferdetypos nicht nur im In- und Ausland ein reges Interesse entgegengebracht wurde, sondern der gute Ruf dieses Pferdes weckte auch das ganz besondere Interesse des Militärs.

Von Remontekommissionen wurden auf Gütern und Remontemärkten von Zeit zu Zeit die besten der vorgestellten dreijährigen Pferde angekauft und den Remonteamtern zur Pflege und Vorbereitung für den Militärdienst übergeben. Wie im Hauptgut fand auch im Vorwerk Schalau in dieser Vorbereitungszeit die Durchseuchung statt, und es erfolgte die Gewöhnung an die Gemeinschaft mit anderen Pferden. Darüber hinaus wurde die körperliche Entwicklung gefördert durch gleichmäßige Fütterung, Bewegung der Pferde in eigens dafür hergerichteten Bewegungsbahnen, Abhärtung und regelmäßige Hufpflege. Ein Viertel der aufgekauften Pferde stand im Remonteamt Neuhoﬀ-Ragnit und den dazugehörenden Vorwerken.

Kurz nach der auf dem Remonteamt stattgefundenen Remontemusterung, bei der schon über die Verwendung des Pferdes entschieden wurde, begann die Verteilung der Pferde auf die einzelnen Truppenteile. Alljährlich im Sommer hieß es dann Abschied nehmen, wenn die Kommandos verschiedener Reiterregimenter aus der Provinz und aus dem Reich kamen, um die Remonten abzuholen.

Hans-Georg Tautorat

Die Holzauktion

(Gaststätten, Wirte und Originale)

Es erscheint angebracht, im Rahmen unserer Kreisrundbriefe auch einmal unsere „Dorfkrüge“ zu erwähnen. In jedem Kirchdorf gab es mindestens eine wenn nicht gar mehrere Gastwirtschaften, die meistens auch mit einem Kolonialwarengeschäft verbunden waren. Hier konnten die Dorfbewohner, die benachbarten Bauern und Landwirte oder ihre Frauen von der Nähmadel über Gewürze, Lebensmittel und Getränke bis zum Peitschenstock fast alles kaufen, was sie für ihre Betriebe oder ihren Haushalt benötigten, natürlich außer größeren Ackergeräten oder Maschinen. So war es selbstverständlich, daß der Krugwirt alle Dorfbewohner persönlich kannte. Durch diesen persönlichen Kontakt war er auch meistens über ihre wirtschaftliche Lage informiert. Diese Gastwirtschaften spielten jedoch nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht für ihre Gemeinde und die benachbarten Ortschaften eine gewichtige Rolle, sondern sie waren in hohem Grade auch gesellschaftspolitisch von Bedeutung. Hier wurden Hochzeiten und Richtfeste gefeiert, hier tagten die Ortsvereine des Landwirtschaftsverbandes, die Krieger – oder Schützenvereine, Freiwillige Feuerwehr und andere gesellige Veranstaltungen, die oft auch parteipolitisch beeinflußt waren.

In der Gastwirtschaft Romeike, Argenbrück/NeuArgeningken, die mir persönlich am besten bekannt war, weil dort 2- bis 3mal im Winter die sogenannten Holzauktionen stattfanden. Dort wurden Nutz- und Brennholz aus der Gutsforst Adl. Schilleningken/Hegehof versteigert. Außer vielen Sägewerksbesitzern aus Tilsit, die größere Lose Langholz kauften, erschienen sehr viele Bauern und Landwirte, die vornehmlich Brennholz, aber auch Leiterbäume, Gerüststangen, Reuterstangen und schwaches Langholz brauchten. Da die Gutsforst Adl. Schilleningken das

einziges größere Waldgebiet in der Umgebung von Tilsit bis nach Schillen war, erschienen meist 300–400 Käufer in der Gastwirtschaft Romeike, wobei es manchmal recht hoch herging, weil einige Interessenten vorher zu viel Schnaps getrunken hatten. Herr Romeike hatte deshalb das Hausrecht an meinen Verwalter Schlenther und später an mich als Versteigerer abgetreten, damit wir unbotmäßige Leute aus dem Saal weisen konnten. Besonders in Erinnerung sind mir noch die Holzauktionen in der Inflationszeit im Winter 1922/23. Es gab damals nur noch Papiergeld und wir benötigten 2 große Koffer, um das Geld abtransportieren zu können. Die Auszahlung dieser Scheine und die endgültige Abrechnung war sehr mühevoll und erforderte viel Zeit, in welcher der Wert des Erlöses sich schon wieder vermindert hatte. Weitere Holzauktionen wurden auch alljährlich im Waldschlößchen, Tilsit-Stadtheide, veranstaltet, doch hier handelte es sich nicht um einen Dorfkrug, sondern um ein Ausflugslokal für die Tilsiter.

Die bedeutendsten Gastwirtschaften in unserem Heimatkreis waren wohl Peschel in Schillen und Jonuscheit in Kraupischken, die wegen ihrer Qualität weit über die Kreisgrenzen bekannt waren und die man schon nicht mehr als Dorfkrüge, sondern als sehr gepflegte Gaststätten bezeichnen konnte. Über sie soll aus berufenem Munde berichtet werden.

Dr. Hans Reimer

Die „Ebstorfweltkarte und der Name Memel“

Daß unser Kreis als „Land an der Memel“ nach dem Fluß gleichen Namens betitelt ist, dürfte unser aller Gemeingut sein. Woher der Name Memel stammt, ist schon schwieriger zu beantworten. Bekanntlich kamen die Deutschen Ordensritter um das Jahr 1276 an den Fluß, und zwar in der Gegend von Ragnit. In der Ordenschronik mit dem Bericht über die damaligen Kämpfe wird ausdrücklich der Name des Memelflusses (in lateinischer Sprache) erwähnt. Auch in der Chronik über die Gründung von Burg und Stadt Memel aus dem Jahre 1252 ist der Name des Memelflusses (darunter verstand man damals in der Umgebung von Memel den Ausfluß des Kurischen Haffes bei der Stadt Memel!) festgehalten. Endgültig entschieden wurde die Frage, ob der Ausdruck „Memel“ schon zur Heidenzeit, also vor An-

kunft des Deutschen Ritterordens, gebräuchlich war oder eine Neubenennung darstellt, durch ein kürzlich erschienenenes Werk der Frankh'schen Verlagsbuchhandlung Stuttgart, Pantenburg, Das Porträt der Erde, Stuttgart 1870, Kosmosband 266, dem wir folgendes entnehmen:

Die Ebstorfer Weltkarte — älteste Urkunde deutscher Karthographie

Vorausgeschickt soll werden, daß es sich bei der Ebstorfer Karte um die älteste handelt, die den Namen „Memela“, „Samlant“ und „Prucia“ bringt. Es gibt keine älteren Karten mit diesen Ausdrücken!

„So Bedeutendes die abendländische Kirche und ihre Mönche in dem Jahrtausend von 200—1200 in der geistesschaffenden Künsten auch geleistet haben mögen, so sehr versagten sie auf den Gebieten der Geographie und Karthographie. Was die Mönchskarten jener Zeit anbelangt, so spielte die Phantasie eine größere Rolle, als die Genauigkeit. Der Mangel an Wissen wurde durch unnützes Beiwerk ersetzt — so kamen oft Werke von manchmal hohem künstlerischen, aber wenig wissenschaftlichem Wert zustande. Zu diesen Mönchskarten gehört auch die berühmte Ebstorfkarte aus einem Benediktinerinnenkloster bei Lüneburg. Sie wurde im Jahre 1830 durch Zufall entdeckt. Auf einer Fläche von fast 13 qm ist sie die größte Weltkarte des Mittelalters und stellt gleichzeitig auch die älteste Urkunde der deutschen Kartographie dar. Es ist keine in Deutschland hergestellte Karte bekannt, die älteren Ursprungs wäre.

Die Originalkarte wurde im 2. Weltkriege bei einem Bombenangriff auf Hannover vernichtet. Nach erhalten gebliebenen Kopien gelang es jedoch, 2 Ersatzkarten in gleicher Größe herzustellen. Eine Kopie hängt wieder im Ebstorkloster, die 2. im Heimatmuseum in Lüneburg. Die Zeit der ursprünglichen Herstellung der Karte ist nach anfänglichen Zweifeln jetzt von den zuständigen Wissenschaftlern auf das Jahr 1235 festgelegt. Seit diesem Jahr ist damit urkundlich belegt, daß unser Heimatfluß seinen Namen mindestens 741 Jahre unverändert getragen hat.“ Sprachwissenschaftler wollen festgestellt haben, daß die Endung „la“ als Suffix (Verkleinerungssilbe) von „Meme“ anzu sehen ist. Verglichen mit dem Deutschen könnte man an die Worte „Mütterlein“ bzw. „Mütterchen“ denken, in denen die Endsilben „lein“ oder „chen“ das Suffianhängsel von Mutter darstellen. Wer sich interessiert, die älteste deutsche Karte mit den Namen „Memela“ und „Prucia“, vielleicht anläßlich eines

Aufenthaltes in Lüneburg bzw. einer Durchfahrt, zu besichtigen, möge sich am Bahnhof nach dem Heimatmuseum der Grafschaft Lüneburg erkundigen (20 Minuten Weg). Das Kloster Ebstorf liegt ca. 20 km von Lüneburg entfernt und ist nur an bestimmten Stunden des Tages zu besichtigen.

Allen Heimatfreunden, die meinem Rat folgen und diese heimatkundlich so wertvolle Karte besichtigen wollen, wünsche ich bei ihrem Vorhaben viel Freude! Die Karte verdient es, daß sich die Ragniter Heimatfreunde sie sich genau ansehen!

Max Szameitat

Ostpreußisches Kulturgut im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum

Vor den Toren der Landeshauptstadt Kiel, unmittelbar neben der Bundesstraße 4 (Neumünster — Kiel) wurde im Ort Rammsee mit dem Bau eines Freilichtmuseums begonnen. 4 Jahre später öffnete dieses Museum seine Tore und gab 13 z. T. halbfertige Häuser für seine (damals noch wenigen) Besucher frei. Gebäudebestand und Besucherzahl nahmen in den darauffolgenden Jahren kontinuierlich zu. Initiator und Leiter dieser Anlage ist der Kunsthistoriker Prof. Alfred Kamphausen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, hier, am südlichen Stadtrand der Landeshauptstadt auf einem leicht hügeligen Gelände alte Bauernhäuser aus allen Teilen Schleswig-Holsteins neu entstehen zu lassen, um sie einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Warnung und Bitte

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

Inzwischen ist das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum über die Grenzen dieses Bundeslandes hinaus zu einem Begriff und für den Fremdenverkehr zu einem Anziehungspunkt besonderer Art geworden.

Bereits heute präsentieren sich auf diesem Gelände rd. 60 Gebäude unterschiedlicher Art und Größe. Darunter befinden sich ein Torhaus, mehrere Windmühlen, eine Wassermühle und ein Steinofen, in dem noch heute Brot gebacken und an die Besucher verkauft wird. In einer Dorfschmiede, unweit vom Dorfteich entfernt, demonstriert der Schmied seine handwerklichen



(Freig. Nr. SH 369—121)

Ein Teil des Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseums Kiel-Rammsee. Rechts im Bild die Bundesstraße 4 Neumünster — Kiel. Im Hintergrund die Landeshauptstadt Kiel.

Fähigkeiten am lodernden Feuer des Schmiedeofens. Das Museumsdorf ist also mit Leben erfüllt – nicht zuletzt durch seine vielen Gäste, die das Gelände bevölkern.

Seit seinem Bestehen konnte das Museum mehr als 1,5 Millionen Besucher registrieren. Alleine 1975 waren es rd. 230 000 und 1976 bereits rd. 250 000 Interessenten.

Neben seiner Liebe zur ländlichen Baukunst Schleswig-Holsteins steht Museumsdirektor Prof. Kamphausen auch dem kulturellen Erbe des Deutschen Ostens aufgeschlossen gegenüber. Vor wenigen Jahren wurde an der Westgrenze des Museumsgebietes unweit des großen Torhauses das Stapelholmer Haus aus Bergenhusen errichtet. Die Innenräume wurden zur Unterbringung und Ausstellung ostdeutschen Kulturgutes angeboten. Durch die Vermittlung des Kreisvertreters der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, Landsmann Matthias Hofer, der dem Museumsdirektor aufgrund nachbarschaftlicher Beziehungen bestens bekannt ist, konnten die Tilsiter als erste in dieses Haus einziehen und die „TILSITER STUBEN“ einrichten, die inzwischen von einigen zigtausend Besuchern besichtigt wurden.

In der großen Tenne dieses Eckhauses eröffnete die „Stiftung Ostpreußen“ im Sommer dieses Jahres ihr geschmackvoll dekoriertes „Schaufenster Ostpreußen“, das sich harmonisch in diese Räumlichkeit einfügt.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Tenne zeigt die „Pommersche Landsmannschaft“ einen Querschnitt aus ihrem Heimatland. Das „Stettiner Zimmer“ ist im Entstehen.

Unseren Landsleuten wird empfohlen, beim Besuch dieses Freilichtmuseums nicht am Stapelholmer Haus aus Bergenhusen vorbeizugehen, ohne einen Blick in diese ostpreußische Ausstellung geworfen zu haben.

Das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum ist zu erreichen vom Kieler Hauptbahnhof halbstündlich mit Bussen (Richtung Flintbek). Autofahrer steuern die Bundesstraße 4 (Neumünster – Kiel) an. Autobahnausfahrt (von Süden) ist Blumenthal.

Öffnungszeiten: täglich, außer montags von 9.00–17.00 Uhr. Im Juli und August auch an Montagen.

In der Zeit vom 1. November bis 31. März ist das Freilichtmuseum nur an Sonntagen geöffnet.

Ingolf Koehler

Neues von Mamachen und Papachen:

Papachens Skatabend

Solange Papachen und Mamachen verheiratet sind hat Papachen den Mittwochabend als seinen Skatabend für sich beansprucht.

Mamachen ist mit dieser kleinen Freiheit auch immer einverstanden gewesen. Ihr Zusammenleben beeinträchtigte das nicht im geringsten; denn Mamachen hält Papachens Skatfieber für absolut echt.

Außerdem spricht für sich, daß Papachen von seinen Skatrunden stets pünktlich nach Hause kommt.

Dann aber kommt ein Tag, an dem Mamachen plötzlich doch Zweifel hegt, ob Papachens Skatabende auch wirklich alle Skatabende sind.

Diese keimende Skepsis liegt nicht etwa in Zeitüberschreitung begründet. Nein. Papachen war pünktlich wie immer. Die Ursache für diesen Verdacht gab ein, Mamachens Ansicht nach untrüglicher anderer Aspekt.

Und wie Mamachen ist, versucht sie gar nicht erst sich an derartige Gedanken zu gewöhnen, sondern bemüht sich, der Sache sofort auf den Grund zu gehen. Sie versucht schon beim gemeinsamen Frühstück am Freitag — Donnerstag war ihr der Verdacht gekommen — Papachen mit scheinbar gleichgültigen Fragen auf die Schliche zu kommen.

„War scheen gestern abend?“ forscht sie wie beiläufig, bevor sie in das umständlich geschmierte Honigbrötchen beißt.

„Na sicher! Scheen is immer. — Macht Spaß!“ antwortet Papachen lakonisch.

„Fein! Und hast auch gewonnen?“

„Viel!“

„Und sonst?“ bohrte Mamachen, aber sie wußte schon während die zwei Worte ihr über die Lippen kamen, daß sie diese Frage nicht hätte stellen sollen.

„Was s o n s t ?“ fragt Papachen auch schon mit leicht empörtem Unterton zurück.

„Na ich mein' wer so alles da war?“ versucht sie sich herauszuwinden.

„Der Behrs, der Porck, der Ludwig, der Ewald und der Apotheker mit einem jungen Studenten.“

Bei dem Wort „Student“ wird Mamachen hellhörig. Vielleicht war dieser Student gar kein Student, sondern eine Studentin?! — Von den weiblichen Intellektuellen war heutzutage alles zu er-

warten, also durchaus auch, daß sich so eine wesenlose Demonstrationsfigur ihre dem lieben Gott gestohlene Zeit in einer Herrenrunde beim Skat an einem Stammtisch vertrieb. Und ihr Eberhard war ein passabler Mann, der forschste von all denen, die er da aufgezählt hatte. Es wäre deshalb kein Wunder, wenn jene „Person“ sich ausgerechnet an ihn herangemacht hätte.

Für Mamachen ist die ganze Sache, in der Form wie sie sie sich ausmalt, so gut wie klar. Der Anhaltspunkt, den sie hat, scheint ja auch wirklich untrüglich.

„War wohl ein netter Mensch dieser — — Student, nich?“ fragt sie nach einer Weile des Schweigens.

„Ja, wirklich, das war er!“ antwortet Papachen mit Überzeugung, „kein bißchen hochnäsiger und sehr gepflegt. Richtig charmant. Sowas gibt es heutzutage kaum noch mit zwanzig Jahren.“

Papachen verfällt bei seinen Ausführungen in echte Begeisterung.

Mamachen beim Zuhören ins Gegenteil.

„Bleibt dieser Herr Student länger hier?“

„Ja — der macht hier Ferien! Aber sag mal, wieso interessiert dich das so doll?“

„Ach — — ich mein man.“

Mamachen ist an diesem Morgen von einem halben Brötchen bereits satt.

„Gepflegt und charmant“ hatte er gesagt. Und nur zwanzig Jahre alt! Ach, und dann diese Begeisterung! —

Mamachen ist den Tränen nahe. Dann aber sagt sie sich: so nicht!

Sie überwindet sich und flux kommt ihr eine bessere Idee.

„Ich langweile mich jetzt, da die Kinder groß sind, mittwochs eigentlich immer sehr, wenn du fort bist“, sagt sie, „könntest mich vielleicht mitnehmen zu deinen Skatabenden?“

„Zum Stammtisch? — Ich weiß nich, da käm ich mir ein bißchen komisch vor mit dir im Schlepp. Noch niemals hat da einer seine Frau mitgebracht.“

Die Frauen nicht, denkt Mamachen, aber Studentinnen, die sind willkommen.

Sie gibt nicht auf. „Ich könnt’ mich ja irgendwo anders im Krug niederlassen. Oder sind grundsätzlich niemals Frauen da?“

Jetzt muß eine klare Antwort folgen. Mamachen platzt fast vor Spannung.

„In der Gaststüb’ eigentlich nicht. Bis auf vorgestern, da aß dort eine Abendbrot. Ein ganz aufdringliches Weib, sag ich dir. Von

der soll ich dir noch Grüße bestellen und etwas abgeben. Such mal in meine linke Jackenfupp im Freizeitjakett, da ist es drin.“ Hildchen verstand nun gar nichts mehr. Ihre Kombinationsfähigkeit schien sie gänzlich verlassen zu haben. Natürlich eilte sie zur Garderobe, und was sie in der beschriebenen Jacke fand, war ein Döschen Cremparfüm.

„So was!“ staunte Hildchen, und diese zwei Worte konnten von der Betonung her vieles bedeuten.

Papachen fuhr nun mit den Erklärungen fort.

„Jene Frauensperson war eine Vertreterin für solches Zeug“; er wies auf die kleine Dose.

„Die Kreet war unberechenbar“, ergänzte er auflachend. „Erst gab se jedem von uns so e Dosche, un denn juchd se uns noch ein mit Parfüm von ihrer Marke. Der ganze Krug stank, sag ich dir!“

Mamachen plumpste ein Stein vom Herzen. Endlich, endlich wußte sie, woher der starke Parfümduft an den Sachen von ihrem Eberhard stammte.

Es war also nichts als ein Werbegag! —

Freudig ging sie zu ihrem Mann und gab ihm einen herzhaften Butsch.

„Schön Dank für das Flaschchen!“ sagte sie und ihre blauen Augen strahlten glücklich.

Papachen gefiel das. Er schätzte sehr an seiner Hildchen, daß sie sich an Kleinigkeiten so freuen konnte. Das hatte sie sich erhalten seit ihren Mädchenjahren.

Nur — — — mit dem Mitgehen am Mittwoch, das mußte er ihr noch ausreden.

Aber — vielleicht beruhigte sie sich bis zum nächsten Skatabend auch von selbst. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß es bei ihren oft recht spontanen Entschlüssen so sein konnte. Er hoffte es inständig.

Hannelore Patzelt-Hennig

Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szeszesuppe)

— Heiße Grenze und kalte Füße —

Nach Abtrennung der nördlich der Memel gelegenen Teile der Kreise Tilsit und Ragnit nach dem 1. Weltkrieg bildete die Mitte des Memelstromes die Reichsgrenze zu dem damals wieder er-

standenen Nachbarstaat Litauen. Damit war für die Bewohner südlich des Memelstromes die Staatsgrenze bis zu 20 km Luftlinie nähergerückt. In der östlichsten Spitze des Kreises Ragnit war die sogenannte „grüne Grenze“, die am Ostrand der Gemeinde Waldheide (Schillehnen an der Memel) und des Forstes Memelwalde nach Süden verlief, unverändert geblieben. Verändert hatte sich jedoch auch hier die Nachbarschaft. Während vorher auch hier Nachbarschaft zu Rußland bestanden hatte, gehörte nach dem 1. Weltkrieg dieses Gebiet ebenfalls zum neuen Staat Litauen.

Mit Beendigung der Inflation und der Währungsumstellung auf Rentenmark im Herbst 1923 machte sich neben der leidvollen Grenzveränderung und der neuen Nachbarschaft ein in allen Grenzgebieten bestehendes Problem, nämlich der Schmuggel, noch zusätzlich bemerkbar. Der neuerstandene Nachbarstaat Litauen war ein reiner Agrarstaat, der landwirtschaftliche Erzeugnisse aller Art im Überfluß und für deutsche Wertverhältnisse billig anzubieten hatte.

Vier Jahre Krieg und weitere vier Jahre Währungsverfall hatten die Masse der nicht gerade begüterten Bewohner des neuen



Memelhochwasser in der überschwemmten Untereißeler Heide

Grenzgebiets gewiß nicht wohlhabender gemacht. Es war daher nicht verwunderlich, daß bedingt durch all diese Umstände der Schmuggel in einem ganz kurzen Zeitraum einen Umfang annahm, der dem Staat doch einige Sorgen bereitete. Der Umfang ergab sich nicht etwa aus einigen großen Schiebern, sondern aus der großen Beteiligung der Bevölkerung des Zollgrenzbezirks. Der größte Teil schmuggelte nur gelegentlich und nur zur Selbstversorgung. Nur ein kleinerer Teil der Schmuggler ging das Risiko ein, dieses Geschäft mit einem gewissen Gewinn für andere zu besorgen oder die Schmuggelware selbst zu verreiben.

Geschmuggelt wurde alles, was leicht zu transportieren war oder gar auf eigenen Beinen selbst laufen konnte. Die schönsten Gebrauchspferde, Nutz- und Schlachtvieh und selbst Geflügel wechselten so unter sachkundiger Führung die Nationalität. Den größten Anteil an Schmuggelware nahm der Weingeist (96prozentiger Alkohol), Sprit genannt, ein. Diese Ware war sogar vom einzelnen Fußgänger leicht zu transportieren und brachte nicht nur dem Schmuggler, sondern auch noch dem Zwischenhändler jeweils mehrfachen Gewinn, weil gerade der Sprit äußerst billig eingekauft werden konnte, 0,60 RM je Liter.

Die Finanzverwaltung reagierte recht schnell auf diese Entwicklung, verstärkte personell die bereits bestehenden Zollämter längs des Memelstromes und errichtete ab Obereißeln stromaufwärts mehrere Zollstationen, so z. B. in Untereißeln, Rautengrund/Aszولين, Dreifurt und Lubönen. Nun begann der kalte Krieg zwischen den Gesetzeshütern und den Schmugglern um die inzwischen recht heiß gewordene Grenze, wobei die Schmuggler gegenüber den meist ortsfremden Zöllnern ganz erheblich im Vorteil waren. Sie waren mit der Landschaft so vertraut, daß sie jeden Weg und Steg kannten und hatten die Unterstützung der heimischen Bewohner und der deutschen Bewohner im Memelgebiet. Die Überfahrten über den Strom besorgten durchweg die memelländischen Nachbarn. Selbst der litauische Zoll- und Grenzdienst unterstützte die Schmuggler durch Warnungen bei starkem Zolleinsatz auf deutscher Seite und mit Hinweisen, wo deutsche Zollstreifen oder Postierungen beobachtet worden waren. Nach und nach schwanden einige Vorteile der Schmuggler, weil sich die Zöllner mit der Landschaft vertraut gemacht hatten und nun auch die fast sicheren Schleichwege kannten. Durch die Forstbediensteten und jeweils örtlichen Po-

lizeiorgane hatten sie Informationen erhalten, aus welchen Orten des Zollgrenzbezirks Personen des Schmuggels mehr oder weniger verdächtig waren und welche Hin- und Rückwege beobachtet worden waren.

Das Geschäft wurde sozusagen von Tag zu Tag härter und die Fälle der Ergreifung von Schmugglern oder daß ihnen zumindest die Schmuggelware abgejagt wurde, mehrten sich ständig. Aber auch die Schmuggler stellten sich auf die neue Situation und die gemachten Erfahrungen um. Aus den ersten Strafprozessen war bekannt, daß die Menge der Schmuggelware für das Strafmaß zugrunde gelegt wurde und daß an die Beweisführung ein strenger Maßstab gelegt wurde. Die erfahrenen Schmuggler gingen nun nur zu zweit oder zu dritt und fanden immer neue Wege, um dem Zoll ein Schnippchen zu schlagen. Vereinzelt nahmen diese alten Hasen auch Anfänger oder Gelegenheitsschmuggler mit, wobei sich Gruppen bis zu 15 Mann ergaben. Schmuggler und Zöllner bedienten sich der raffiniertesten Manöver, um einander zu täuschen, so z. B. gingen die Schmuggler mit ihren Rucksäcken am hellen Tage über die breiten Memelwiesen zum Strom, obwohl sie wußten, daß sie vom Zoll beobachtet werden. Zurück kamen sie jedoch viele Stunden später oder gar am nächsten Abend und an einer ganz anderen Stelle. Oft wurden die über den Strom gebrachten Spritbehälter im breiten und dichten Weidenrutengürtel am Stromufer versteckt und erst später abgeholt.

Die Zöllner wendeten ähnliche Methoden an, indem sie gut sichtbar am Waldesrand oder längs der Memelwiesen ihren Streifengang in Richtung ihrer Station abzogen, sich dann aber im zu erwartenden Schmugglerabschnitt auf die Lauer legten. Bei diesen sich ständig wiederholenden Aktionen bekamen nicht nur die Zöllner, sondern auch die Schmuggler recht oft kalte Füße.

Der Schmuggel wurde meist in den Abendstunden oder in hellen Nächten abgewickelt. Der Zoll beobachtete schon am Tage von den Rändern der Forsten, ob einzelne Personen oder Gruppen die breiten und gut übersehbaren Memelwiesen in Richtung Grenze passierten. Der Zoll hatte schon seine liebe Not, die Schmuggler zu stellen, denn hatten diese erst den schützenden Wald erreicht, dann war ihnen ohnehin nicht gut beizukommen. Wurde doch einer oder der andere tatsächlich am Schlawittchen erwischt, dann hatte er sich der Ware durch Weg-

werfen längst entledigt und behauptete, daß er mit den anderen Ausreißern nur zufällig über die Grenze zurückgekommen wäre, da er dort Verwandte besucht hätte oder er hatte eine andere Ausrede bereit, und natürlich hat er keinen der anderen Ausreißer gekannt. Die evtl. gefundene Schmuggelware gehörte ebenfalls nicht ihm, sondern wahrscheinlich einem der Ausreißer.

Der Anreiz zum Schmuggel war auch eine gewisse Portion Abenteuerlust und es blieb dabei nicht aus, daß bei manch einer recht lustig ausgegangenen Aktion eine ganze Menge Angst ausgestanden wurde. Einige der bekannt gewordenen Begebenheiten seien nachstehend geschildert, wobei die Abenteuerlust, wenn auch nicht immer auf eine feine Art, voll auf ihre Kosten kam.

Bei größeren Schmugglergruppen gingen zwei Mann, deren Rucksäcke mit Attrappen gefüllt waren, außer Sichtweite voraus und warnten beim Erscheinen von Zollbeamten den nachfolgenden Haufen. Dieses Verfahren ging nur einige Male gut, da der Zoll sehr bald dahinterkam, welche Aufgabe die zwei anscheinend unbekümmert vorausgehenden Männer hatten. Es ist dann hier und da einmal gelungen, die zwei Vorposten vorbeigehen zu lassen und den nachfolgenden Schmugglerhaufen zu stellen. Ebenso sind aber auch die Zöllner hereingefallen, wenn sie den Vortrupp von zwei Mann, die gerade dann keine Attrappen, sondern die Rucksäcke voll Sprit hatten, unbehelligt vorbeiließen und dahinter kam dann überhaupt niemand mehr.

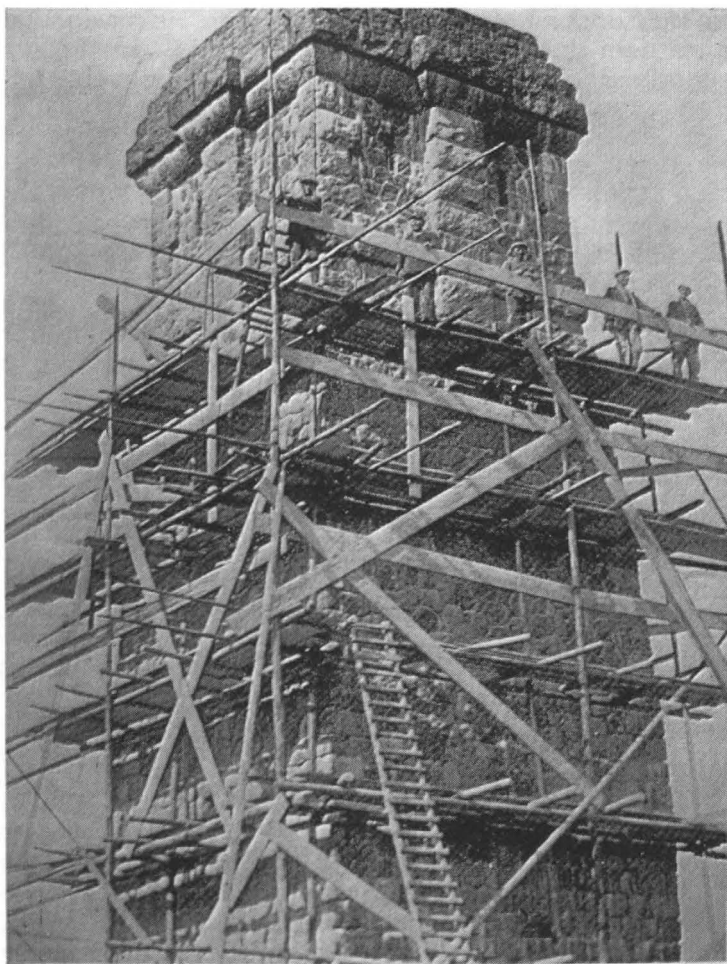
Mit dieser Methode haben junge Männer, die meist aus Abenteuerlust mitgingen, gelegentlich sogar ihre eigenen Kumpare in die Pfanne gehauen. Die vorausgehenden Männer versteckten sich nach Erreichen des Forstrandes und als der Haupttrupp ankam, wurde dieser in der Form der Zollanrufe aufgefordert stehen zu bleiben oder es würde geschossen. Sofort löste sich der ganze Haufen auf und jeder versuchte den schützenden Wald zu erreichen und sich evtl. seiner Ware auf irgendeiner Art zu entledigen.

Bei einem der makabren Scherze ist ein sehr angesehener Bewohner aus dem Zollgrenzbezirk vor Schreck gegen eine Kiefer gelaufen, wobei eine Literflasche voll Sprit, die er in der Brusttasche hatte, in Scherben ging und dabei auch die Rippen arg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Bei der gleichen Gelegenheit war nach Erreichen des Waldes ein in unserer enge-

ren Heimat als Gentleman geltender Landsmann dabei, sein unter dem Gehpelz an einem Knopf mitgeführtes Hämmerchen loszuknöpfen, um damit seine Flaschen zu zerkloppen, da ja das Strafmaß nach der Menge des erwischten Sprits bemessen wurde. Erst das Zurückrufen durch die komischen Spaßvögel verhinderte weitere Panik in der Gruppe. Ein junger Mitläufer hat unter diesem Schock alle paar Schritte bis zum Waldrand so laut Dampf abgelassen, daß die weiteren Leidensgenossen — dieses unkameradschaftlichen Ulks wegen — vor lauter Lachen den Verursachern diese Missetat vergeben haben.

in dem Kirchort Sudargas, jenseits der grünen Grenze, hatte Otto einen Rappen preiswert erstanden und da er sich nun beritten wähnte, entschloß er sich, auch noch etwas für das leibliche Wohl mitzunehmen und kaufte noch zwei Gänse dazu. Da dieser Kauf nicht geplant war, mußte das Transportproblem gelöst werden. Kurz entschlossen bat sich Otto einen Sack und einen Strick aus, stopfte die Gänse in diesen Sack, band ihn zu und befestigte die Strickenden an den Sackenden, und hatte so einen Rucksack. Damit die Gänse nicht in Atemnot geraten, schnitt er in den Sack zwei Löcher und zog durch diese die zwei Gänsehäuse. Dann schulterte er den Rucksack mit den Gänsen, schwang sich in den Sattel und trabte nun in Richtung Vaterland, wohin er möglichst lautlos überwechseln wollte. Diese Rechnung hatte er jedoch ohne die sich wohlfühlenden Gänse gemacht, die auf seinem Rücken von Zeit zu Zeit ihr lustiges Geschnatter anfangen. Mit dem Kantschuck (selbst gefertigte Reitpeitsche) ermunterte Otto seinen Rappen zur schnelleren Gangart und hin und wieder zog er einmal über die rechte und einmal über die linke Schulter auch den Gänsen eins über, die dann für eine Weile still waren. Mit derart wechselnder Ermunterung seines Rappen und Beruhigung der Gänse erreichte Otto den heimischen Hof und Rappe und Gänse ihre neue Heimat.

An einem recht sommerlichen Vormittag glaubte ein Landsmann einer größeren Gemeinde, in der auch ein Zollamt war, diesen Vormittag zur gefahrlosen Selbstversorgung mit Sprit nutzen zu können. Er zog sich einen dazu geeigneten Anzug an, der etwas füllig war und in dessen Hose, im Bauchteil, eine flache aber breite Tasche eingearbeitet war. Diese Tasche nahm den Boden eines Blechbehälters von 2 Liter auf, der in Form eines Flachmanns gefertigt war. Er steckte sich diesen Flachmann in diese Hosentasche, der oben vom Hosenbund und dem Jackett gehalten wurde, und ließ sich mit der Fähre über den Strom



Beseitigung von Schäden am Bismarckturm in Ober-
eißeln, die durch russischen Beschuß im ersten
Weltkrieg entstanden waren.

setzen. Der Gastwirt in Wischwill, ein guter Bekannter unseres Landmanns, machte diesen Flachmann so voll, daß der Korken gerade noch mit Druck hineinging. Mit dieser guten Bedienung machte sich unser Selbstversorger auf den Heimweg. Als sich die Fähre dem deutschen Ufer nähert, kommt vom Zollamt her der leitende Beamte, ein Zollinspektor, und ist beim Anlegen schon so nahe, daß unser Landmann nicht mehr ausweichen kann. Der Zollinspektor war in seinem eintönigen Alltag erfreut, nun mit einem Bekannten, einem angesehenen Mitbürger, ins Gespräch zu kommen. Unserem betroffenen Landmann war das gerade jetzt gar nicht recht, aber was blieb ihm schon übrig? Er erzählte, daß er beim Amtsgericht in Wischwill wegen benötigter Urkunden gewesen sei, jedoch ohne Erfolg. Während dieses Dialogs erklang plötzlich ein vernehmliches „plupp“. Unserem Landmann lief es heiß über den Rücken und kalt über den Bauch und die Beine hinunter. Der Zollbeamte hatte dieses komische Geräusch auch vernommen, drehte sich noch um und bemerkte: „was war das?“ „Ich habe auch so was gehört“, antwortete unser Landmann, sah sich dabei ebenfalls um und versuchte Abstand zu halten und sich gegen den Wind zu stellen, um sich nicht durch den Geruch zu verraten. Was war geschehen? Der bis zum Korken reichende Sprit hatte sich durch die sommerliche Außentemperatur und noch mehr durch die Körpertemperatur erwärmt und dadurch soviel Gas gebildet, daß der Korken mit diesem typischen „plupp“ aus dem Hals des Flachmanns getrieben wurde. Das Gespräch wurde nun recht schnell beendet und mit seltenem Glück im Unglück behielt unser Landmann seine 2 Liter Sprit und dazu noch das gute Ansehen beim heimischen Zoll.

Der ganze Schmuggel an der zeitweilig heißen Grenze mit der großen Beteiligung dauerte nur etwa von 1924 bis 1930. Mit der Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im heimischen Raum und der Einführung des „kleinen Grenzverkehrs“ nahm die große Beteiligung an dem Geschäft ebenso schnell ab, wie sie anfänglich zugenommen hatte. Ein weiterer Grund hierfür war der, daß inzwischen in Litauen auch einiges teurer geworden war und der Schmuggel in kleinen Mengen sich nicht mehr lohnte. Erst mit der Rückgliederung des Memelgebiets ins Reich endete der Schmuggel auch für die kapitalkräftigeren Haie, die bis dahin trotz vermehrter Risiken, besonders nach 1933, den Zoll in Atem gehalten hatten.

Walter Broszeit

Wichtige Mitteilungen der Geschäftsstelle:

Doppelbezieher

unseres Heimatrundbriefes „Land an der Memel“ werden aus Kostenersparnisgründen gebeten, unsere Geschäftsstelle in 3140 Lüneburg, Schillerstraße 81r., zu benachrichtigen und gleichzeitig mitzuteilen, von **welchen** Stellen sie bisher Rundbriefe erhalten haben, damit ein Doppelbezug vermieden werden kann. Bei der Höhe der Rundbriefauflage und dem Versand durch Patenschaftsträger und Geschäftsstelle ist es durchaus möglich, daß ein- und derselbe Empfänger mehrere Exemplare zugestellt erhält.

Anschriftenänderungen

sind möglichst bald der Geschäftsstelle mitzuteilen; denn erfahrungsgemäß kommen immer wieder Rundbriefe als unzustellbar zurück, weil die Empfänger es leider häufig unterlassen, bei Adressenänderungen ihre neue Anschrift mitzuteilen. Die Feststellung der neuen Anschriften über die Einwohnermeldeämter ist – abgesehen von den nicht unerheblichen Portokosten – mit einem großen Arbeitsaufwand verbunden. **Dieses kann vermieden werden, wenn Sie uns rechtzeitig etwaige Adressenänderungen bekanntgeben würden, sei es in Form einer Postkartennachricht oder sei es als vermerkender Hinweis auf dem Zahlkartenabschnitt einer Spendenüberweisung. Un-erläßlich bei jeder solchen Mitteilung ist aber die Angabe des letzten Heimatwohnortes, da unsere Kreiskartei nach den Gemeinden unseres Kreises geordnet ist. Erst durch die Angabe des Heimatwohnortes ist es möglich, die Kreiskartei entsprechend zu berichtigen und eine künftige Zustellung des „Land an der Memel“ zu gewährleisten.**

Veranstaltungen

der Kreiskommunität für das Jahr 1977 (regionale Kreistreffen sowie Patenschaftstreffen stehen – außer dem Patentreffen der Landsleute aus dem Kirchspiel Großenkenau in der Patengemeinde Heikendorf – zeitlich noch nicht fest, da diese Veranstaltungen erst nach dem Pfingstfest eingeplant sind und eine rechtzeitige Veröffentlichung im Pfingstrundbrief und im Ostpreußenblatt erfolgen wird.

Suchmeldungen

aller Art bitten wir aus gegebenem Anlaß nicht an die Geschäftsstelle in Lüneburg, sondern **unmittelbar** an die Karteiführerin, Frau Dorothee Schiedlowsky, nach 3070 Nienburg/W., Raiffeisenstraße 18, zu richten. Bei Anfragen dieser Art stets den letzten Heimatwohntort der zu suchenden Landsleute angeben und den Sendungen ausreichendes Rückporto beifügen.

Beachtung

und Interesse verdient der Bund Re Patria – ein gemeinnütziger Verein in Deutschland zur Unterstützung der verfolgten deutschen Christen im Osten – der die 2. Ausgabe seiner Informations-Dokumentations-Zeitschrift „Deutschtum im Osten“ herausgegeben hat.

Inhalt: Kampf der Deutschen in Ostblockländern um ihre Rechte. Illustriertes Titelblatt, aktuelle Berichte von Deutschen im Osten, seltene Fotos aus den deutschen Ostgebieten.

Umfang: 30–40 Schreibmaschinenseiten.

Bezugspreis: 2,– DM pro Exemplar (einschließlich Porto).

Jahresabonnement: 12,– DM für 6 Exemplare und Beilageblatt mit aktuellen Presseberichten über Ostdeutschum.

Bestellen: Bund Re Patria, Postfach 83 00 82, 6230 Frankfurt 80, Telefon (0 61 42) 5 52 79.

Beziehen Sie unsere Publikationen oder spenden Sie für die Ostdeutsche Hilfsaktion (Spendenkonto: Wiesbadener Volksbank 7 341 318 und Postscheck Frankfurt 250 97-603).

Damit helfen Sie unseren Brüdern im Osten.

Vorstand des Bundes Re Patria

Ostheim

Im niedersächsischen Staatsbad Bad Pyrmont haben wir eine Stätte der Begegnung geschaffen, die allen Landsleuten und ihren Freunden offensteht:

Das Ostheim der Landsmannschaft Ostpreußen.

Das Ostheim ist ganzjährig geöffnet und steht allen landsmannschaftlichen Landes-, Kreis- und Ortsgruppen sowie Jugendgruppen, Traditionsverbänden, Schul-, Klassen- und Interessengemeinschaften usw. für

Wochenendtagungen, Seminare und Lehrgänge
von zwei- und mehrtägiger Dauer zur Verfügung.

Das Haus hat 53 Betten (19 Doppel- und 15 Einzelzimmer), Etagenbäder und -duschen, Tagungsraum für etwa 60 Personen, gemütliche Aufenthaltsräume (Fernseher), eine kleine Bibliothek und Eßräume. Alle Gästezimmer sind modern möbliert, mit Teppichböden ausgestattet, einige Zimmer haben Balkon.

Es können nur geschlossene Gruppen (ab 6 Personen) aufgenommen werden. Ausnahmen sind nur zu den Freizeiten der Landsmannschaft Ostpreußen möglich. Die Termine hierfür werden im Ostpreußenblatt veröffentlicht.

Weitere Informationen werden auf Anfrage gern mitgeteilt.

Diese sind zu richten an:

Ostheim e. V.
Parkstraße 14
3280 Bad Pyrmont
Telefon (0 52 81) 85;38

Hinweise auf Literatur

geben wir laufend in unseren Heimatrundbriefen bekannt; trotzdem erreichen uns immer wieder Anfragen von Landsleuten, die über das erschienene heimatliche Schriftgut nicht oder nicht ausreichend unterrichtet sind.

Vergriffen sind seit einigen Jahren das große Kreisheimatbuch „TILSIT – Stadt und Landkreis“ von Landrat a. D. Dr. Fritz Brix † und die broschiierte Ausstellungsfestschrift „Tilsit – Stadt und Land“.

Nach wie vor sind jedoch die sämtlich von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegebenen Titel erhältlich:

Postkartenserie Tilsit-Ragnit

mit ansprechenden Motiven aus unserem Heimatkreis (vgl. Titelblatt Pfingsten 1976/Nr. 18).

Die gesamte Serie mit 6 Aufnahmen ist zum Preise von 3,50 DM incl. Porto gegen Überweisung des Betrages oder gegen Voreinsendung des Gegenwertes in Briefmarken durch uns zu beziehen.

„Kirchspiel Sandkirchen (Wedereitischken)“

Von Walter Broszeit.

Diese von dem Verfasser erstellte Chronik behandelt in 33 Abschnitten u. a.: Geschichtlicher Überblick, Besiedlung und Gründung des Kirchspiels, öffentliche und private Einrichtungen, Einzelbeschreibungen aller 13 Gemeinden mit Ortsskizzen und Einwohnerverzeichnissen (Eigentümer und Gedenktafeln), Sitten

und Bräuche, Beiträge über heimatliche Begebenheiten, Vertreibung der Kirchspielbewohner.

Diese Chronik bieten wir zum Preis von 18,— DM je Exemplar (einschl. Porto und Verpackung) an.

„Ragnit im Wandel der Zeiten“,

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (13,50 DM einschl. Porto und Verpackung).

„Der Kreis Tilsit-Ragnit“,

ein umfassender Dokumentationsbericht über unseren Heimatkreis von seiner Entstehung bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats, von Dr. Fritz Brix † (10,— DM einschl. Porto und Verpackung).

„RAGNIT“, ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel“ (mit Stadtplan), von Hans-Georg Tautorat.

Stückpreis: 1,— DM plus Versandporto.

„Land an der Memel“, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

Kostenlos (begrenzter Vorrat).

Lieferung erfolgt grundsätzlich erst nach Voreinsendung bzw. Überweisung des jeweiligen Kaufpreises. Nachnahmesendungen können wir wegen der mit dem Versand verbundenen Mehrarbeit leider nicht ausführen.

Für Bestellungen und Nachbestellungen aller hier aufgeführten Kreisliteratur und der Postkartenserien genügt die Einzahlung des angegebenen Preises auf das Konto der

Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit

Konto-Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse Lüneburg.

unter Angabe des gewünschten Buchtitels oder der Postkartenserie.

Die Erlöse aus dem Verkauf der Literatur, der Postkartenserien und eingehende Spenden werden zur Finanzierung unserer weiteren heimatpolitischen Arbeit verwendet.

Für Spenden und Beträge, die über die Kaufpreise der Bestellungen hinausgehen, sagen wir herzlichen Dank im voraus.

(Vom Weiterversand in die DDR bitten wir abzusehen, um unsere dort wohnenden Landsleute nicht zu gefährden.)

Gert-Joachim Jürgens

Gedanken zum Weihnachtsfest

Ursprung und Bedeutung altdeutscher Weyhenacht

Wir sollten nicht vergessen, daß unser Weihnachtsfest, auch so wie wir es heute feiern, mit Tannenbaum und Krippe, Christmesse, Festessen und dergleichen Genüssen, ein christliches Fest ist. Wir feiern die Geburt des Herrn, wobei es kaum eine Rolle spielt, ob der 24. Dezember wirklich der Geburtstag Christi gewesen ist. Dieses Datum, die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember, wurde erst im vierten nachchristlichen Jahrhundert festgelegt.

Etwa ums Jahr 336 feierte Papst Liberius das Geburtstagsfest des Heilands, und er ließ im Jahre 360 eine Krippenkapelle in jener römischen Kirche errichten, die seit dem neunten Jahrhundert den Namen Santa Maria Maggiore trägt.

Wir wollen die Geschichte des Weihnachtsfestes von seinen frühen Anfängen einmal genauer verfolgen. In unserer christlichen „Heiligen Nacht“ treffen sich die verschiedensten Kulte und Bräuche — so die nordische Wintersonnenwende, die Anbetung des orientalischen Sonnengottes Mithras, der im römischen Reich sehr verehrt wurde, und endlich das neugeborene Kind, Gottes Sohn. Hatte man sich allerdings auf diesen Tag als das Ereignis von Christi Geburt geeinigt, so gibt es noch gar nicht so lange den Beginn des neuen Jahres am 1. Januar. Bis ins 16. Jahrhundert galt Weihnachten zugleich als Jahresbeginn. Und noch Luther hat an Weihnachten als dem Jahresbeginn festgehalten. Ein Relikt aus dieser Zeit ist der Ablauf des Kirchenjahres, das mit Weihnachten und Advent, seiner Vorbereitungszeit, beginnt.

Nach früheren Quellen wurde das Weihnachtsfest mit Orakelbräuchen, Glücksspielen und Festgelagen gefeiert. Über viele Jahrhunderte hinweg wurden zu Weihnachten öffentliche Reigentänze aufgeführt, die später zu regelrechten Weihnachtstänzen wurden, aber immer das Mißfallen der Kirche erregten. Auch war es Brauch, in der Zeit der Rauhen Nächte, das ist vom 24. Dezember bis zum 6. Januar, dem Erscheinungsfest, mit alten heidnischen Bräuchen Geister und Dämonen aus dem Haus zu vertreiben. Aus dieser Zeit stammen die noch heute gepflogenen Perchtenläufe, in denen mit grotesken Masken böse Geister verscheucht werden sollen. Daß die Geburt Christi mitten im Winter, in Dunkelheit und Kälte gefeiert wird, gibt dem Pro-

phetenwort „Das Licht scheint in der Finsternis“ besondere Kraft. Da die Wintersonnenwende bei den Heiden gefeiert wurde, konnten die Christen gerade mit diesem Wort an das Sonnenwendfest anknüpfen.

Der norwegische König Haakon der Gute, der selbst Heide war, legte im 10. Jahrhundert das Mittwinter- und Weihnachtsfest auf einen Tag. Während des ganzen Mittelalters war das Weihnachtsfest aber immer ein reines Kirchenfest, und erst nach und nach fand die Vorstellung von der Christennacht als Nacht der Innigkeit und des geheimnisvollen Glanzes Eingang in das Volksbrauchtum.

Wir hier in Deutschland feiern Weihnachten als ein großes Familienfest. Der kerzenbestückte Christbaum, das gegenseitige Beschenken und die Stunden der Besinnlichkeit dürfen nicht fehlen.

Sicher ist in unserer rastlosen Zeit vielen Menschen der eigentliche Sinn dieses hohen Festtages verlorengegangen. Da und dort wurden sogar Stimmen laut, daß man ein Fest nur um seiner Äußerlichkeit willen nicht immer in einem festgefügtten Rahmen feiern muß. Und vielleicht ist es auch bei vielen Erwachsenen nur noch die Erinnerung an jene verklärte Kinderweihnacht, an geheimnisvolle Freuden und Überraschungen, die sie den Heiligen Abend zu Hause, oder, wie es heute üblich ist, in einem Feriendomizil in althergebrachter Form feiern läßt. Aber „unser“ Weihnachtsfest wird in manchen Ländern der Erde völlig anders begangen.

Doch kehren wir zurück zu unserem Weihnachtsbaum. Die Sitte, die sich mittlerweile fast über die gesamte Welt ausgedehnt hat, einen Christbaum zum Weihnachtsfest aufzustellen, ist noch gar nicht so alt. Und doch geht sie in ihrer heutigen Darstellung auf ganz frühe Bräuche zurück.

Vor unserer christlichen Zeit beschwor man im Winter mit grünen Zweigen und Bäumen die Wiederkehr des Frühlings. Im Norden, namentlich in England, dekorierte man in der Zeit der Wintersonnenwende Häuser mit immergrünen Büschen, denen man zuweilen schützende Wirkung zuschrieb. Die Kirche verbot im frühen Mittelalter den grünen Schmuck wegen des heidnischen Ursprungs. Unser grüner Nadelbaum, den wir auf dem Kontinent aufstellen, hat einen Vorläufer gehabt: den weyhe-nacht meyen. Das war grünes Reis, mit dem das Haus ge-

schmückt wurde. Auch die heute zum Bestrafen gedachte Rute des Heiligen Nikolaus läßt sich auf diesen Ursprung zurückführen. Nur war die ursprüngliche Bedeutung ein segens- und glücksbringender Streich. Lebenskraft sollte auf den Menschen übergehen, der damit berührt wurde.

Ehe man die Tanne als Christbaum ins Haus holte, wurde der Wohnraum mit lauter Grün geschmückt. Aber zum Mittelpunkt damaliger Weihnachtsfeiern wurde der Tannenbaum erst im höfischen 17. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert gab es die verschiedensten Formen dieses Weihnachtsbaumes, der mitunter von der Decke hing und Namen wie Christkindlesbaum oder Kinderzuckerbaum hatte.

Als Heimat des Tannenbaums darf das südliche Deutschland angenommen werden. Er ist vor allem das Weihnachtssymbol der evangelischen Kirche gewesen, gedacht als Gegensatz zur Weihnachtskrippe der katholischen Christen. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts wollten das Weihnachtsfest von den allzu volkstümlichen Bräuchen säubern und legten daher auch die Kinderbescherung vom 6. Dezember, dem Nikolaustag, auf den Weihnachtstag.

Bis in unsere Tage fast war der Tannenbaum in den katholischen Ländern Europas ungebräuchlich, und erst im 19. Jahrhundert ist er als Mittelpunkt der Weihnachtsfeier in den Kirchen aufgestellt worden.

Auch der Schmuck des Baumes – vor allem die brennenden Kerzen – hat eine tiefere Bedeutung. Das Licht der Kerze ist gleichsam jenes Licht, das mit Christus in die Welt gekommen ist.

Martin Luther soll der erste gewesen sein, der Kerzen an einen Tannenbaum gesteckt hat. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurde als Christbaumschmuck vornehmlich der Rauschgoldengel aus Nürnberg berühmt. Im Biedermeier begann Nürnberg mit der Herstellung von vergoldeten und silbernen Nüssen und Lametta.

Und wo immer ein Stern die Spitze des Christbaums ziert, symbolisiert er den Stern der drei Weisen, der ihnen den Weg zur Krippe weist.

Gerhard Kurras

Urwüchsige Stärke

zeichnet den Elch aus, der für uns Sinnbild unserer ostpreußischen Heimat ist. Nicht ohne Grund tragen die Trakehner seit Jahrhunderten die Elchschaufel als Brandzeichen, nicht ohne Grund haben die fern der Heimat lebenden Ostpreußen die Elchschaufel zum Symbol erwählt.

Stark und geeint müssen auch wir sein, wenn wir unser Recht auf die angestammte Heimat wirkungsvoll vertreten wollen. Das Band, das alle Ostpreußen umschließt, ist



Das Ostpreußenblatt

- Mit aktuellen politischen Beiträgen . . .
- Mit schönen Bildern . . .
- Mit Berichten aus der Heimat einst und jetzt . . .
- Mit Dokumentationen aus der 700jährigen Geschichte und dem Geistesleben Ostpreußens . . .
- Mit wichtigen Nachrichten zur Lastenausgleichs- und Sozialgesetzgebung . . .
- Mit der Schilderung ostpreußischen Lebens und ostpreußischer Leistung in aller Welt . . .

. . . schlägt das Ostpreußenblatt jede Woche aufs neue die Brücke zur Heimat und zu allen Landsleuten in der Bundesrepublik und den anderen Ländern der freien Welt.

. . . gibt es Ostpreußens Auftrag an die junge Generation weiter.
. . . ist das Ostpreußenblatt der nimmermüde, berufene Wahrer unseres berechtigten Anspruches auf Heimat und Selbstbestimmung und zugleich wirtschaftliche Basis unseres Ringens.

Wer mit uns denkt, fühlt und handelt, liest



Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

zu beziehen durch Ihr zuständiges Postamt oder direkt durch unsere Vertriebs-Abteilung HAMBURG 13 — Postfach 8047 —

Telefon (0 40) 45 25 41 / 42 Anrufbeantworter!

-
- Herausgeber:** Kreiskommunität Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.
- Kreisvertreter:** Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf über Kiel
- Schriftleitung:** Gert-Joachim Jürgens, 3140 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind.
- Druck:** Hermann Sönksen, Druckerei u. Verlag, 2320 Plön, Postfach 9
- Auflage:** z. Z. 4500 Exemplare